

Verbundkatalog Kalliope

In: Deutsches Volksecho (New York). 15.10.1938, S. 4

Besuch bei gefangenen deutschen Fliegern.

Mann, Klaus

1938-10-15

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Besuch bei gefangenen deutschen Fliegern

Von KLAUS MANN

Warum hatten wir es uns in den Kopf gesetzt, gefangene deutsche Flieger zu besuchen? — Eine Mischung aus Neugier und Pflichtgefühl bestimmte uns zu dem Wunsch: Wir dachten, einerseits: es ist interessant, es ist wichtig, es gehört dazu; andererseits empfanden wir: es ist aber auch etwas schauerlich — gefangene Landsleute zu besichtigen wie wilde Tiere. . . Freilich, sie sind unsere Landsleute nicht mehr; denn sie sind Nazis. Sie würden uns als ihre Kompatrioten gar nicht anerkennen. Sie sind unsere Feinde. . . Und dann gleich die andere Frage: Sind sie wirklich Nazis und unsere Feinde? Vielleicht treffen wir nur Verführte, Ahnungslose, Missbrauchte. . .

Ohne Schwierigkeiten bekamen wir die nötigen Erlaubnisse und Passierscheine; auch einen Wagen vom Kriegsministerium und einen Begleiter. Etwas beklemmten Herzens machten wir uns auf die Fahrt zu einem mächtigen alten Kastell, oberhalb der Stadt Barcelona. Uns beschäftigten etwas peinliche Fragen. Wie werden die gefangenen Deutschen uns empfangen? Sie müssen uns hassen — sicherlich hassen sie uns. Wahrscheinlich werden sie sehr störrisch sein, vielleicht sogar tückisch und aggressiv. In ihren Augen sind wir „Untermenschen“, und sie die Märtyrer einer grossen Sache. Es wird eine schreckliche halbe Stunde gehen. . .

DIE BEGRÜSSUNG

Nachdem die Posten unsere Papiere geprüft hatten, wurden wir über eine Zugbrücke geleitet; dann durch mehrere Höfe und Korridore. Schliesslich liess man uns in einer kalten Zelle warten; der enge, gewölbte Raum hatte mehr klösterlichen als kerkerhaften Charakter. Nach etwa einer Viertelstunde erschienen die beiden Deutschen, von Bewaffneten flankiert und gefolgt. Es waren zwei junge Männer, keiner von ihnen konnte älter als fünfzig Jahre sein. Die erste Überraschung war, dass sie vor uns stramm standen — eine Höflichkeit, die in republikanischen Spanien nicht sehr üblich ist und nun, so Zivilisten gegenüber, um so seltsamer wirkte. Die Bewaffneten zogen sich zurück; unser Führer blieb. Übrigens stellte sich gleich heraus, dass er keine Silbe deutsch verstand. Er wollte unserer Unterhaltung nicht nur als stummer, sondern auch als tauber Zeuge bei.

ZWEI BURSCHEN AUS SACHSEN

Die zwei Burschen sahen nicht übel aus. Der eine von ihnen, ein Bräutler, stämmiger Untersetzer, hatte ein sympathisches offenes Gesicht mit etwas torichten, kugelig runden, dunklen Augen. Der andere freilich — strohblond, mit langer Nase und nahe beieinander liegenden wasserblauen Augen — zeigte eine verschlagene und lauernd liebenswürdige Miene. Beide wirkten recht gut genährt und waren sauber gekleidet, auch leidlich rasiert. In zusammengeknommener Haltung warteten sie aufmerksam auf unsere ersten Fragen; die Verlegenen waren eher wir als sie. Schliesslich bot ich ihnen Zigaretten an.

Um das kindlich freudige Aufleuchten zu begreifen, das da über ihre Gesichter ging, muss man wissen, was eine Zigarette heute in Barcelona bedeutet. . . Nun war gleich ein erster Gesprächsstoff gegeben. „Ja, ja“, sagte einer von uns, „mit dem Tabak ist es hier nicht besonders glänzend bestellt.“ Sie lachten und nickten eifrig — etwas zu eifrig, wie mir schien — etwas; etwa so, wie man auf die scherzhafte Bemerkung eines Vorgesetzten hin lacht und nickt. Und die Verpöpfung — wollten wir wissen — wie es denn um die Verpöpfung im Gefängnis stehe? — Sie könnten nicht klagen — beklagten sich Beide uns zu versichern. „Freilich“, bemerkte der Dunkle, „der mir besser gefiel, „abwechslungsreich ist es nicht. . .“ Und der Blonde fügte, nicht ohne Bitterkeit, hinzu: „Meistens Kartoffeln. Meistens eben leider nur Kartoffeln.“

Ich konnte mich nicht enthalten, daran zu erinnern, dass die Ernährungsverhältnisse in Spanien recht schlimm seien — „Fast so arg, wie

bei uns während des Weltkrieges“, sagte ich — und dass manche Leute in Barcelona oder Madrid froh sein würden, wenn sie auch nur Kartoffeln hätten. Hierfür schienen die Zwei Verständnis zu haben. „Schlecht“, behandelte werden wir nicht“, betonte der mit den gutmütigen Kugelaugen. „Da ist nichts zu sagen. . . Die Behandlung ist anständig.“ Der mit dem wasserblauen Blick stellte noch mit einer gewissen Wehmütigkeit fest: „Natürlich, es ist alles recht fremdartig. Man muss sich an die spanische Art erst gewöhnen. So wie bei uns in Deutschland ist es hier ja nicht.“ — Nein, bestätigten sie, genau so wie in Deutschland ist es hier wirklich nicht.

Die beiden jungen Leute waren Sachsen, wie sich beim ersten Wort, das sie sprachen, am Akzent erkennen liess. Die kleinbürgerliche Herkunft war ihnen ebenso deutlich anzumerken, wie der Umstand, dass ihre „Erziehung“ — oder das, was man heute in Deutschland so nennt — von halb-militärischen und militärischen Naziorganisationen besorgt worden war. Von Trotz oder aggressiven Stimmungen zeigten sie nichts. Sie blieben dabei, uns mit einer Mischung aus Respekt und flotter Vertraulichkeit zu behandeln — so etwa, wie man Vorgesetzten begegnet, die einem sehr schaden oder nützen können, mit denen sich aber auskommen lässt, wenn man es nur ein wenig geschickt anzustellen weiss. Und es recht geschickt anzustellen — dazu schienen unsere zwei Gesprächspartner fest entschlossen. Sie wogen vorsichtig ihre Worte und äusserten nichts, was ihnen, für den Moment, bei den Spaniern, oder was ihnen später, nach der Rückkehr, bei den Nazis hätte schaden können. Manchmal, wenn eine unserer Fragen ihnen verfanglich schien, antworteten sie nur: „Ja, wolle!“ wobei sie die Hacken zusammenzuckten und sich ruckhaft verneigten.

GANZ DEUTSCH UND DESHALB GANZ HARMLOS

Als wir uns erkundigten, ob man sie von Deutschland aus hergesandt habe, behaupteten sie eifrig: Nein, nein. Wir sind durch aus freiwillig gekommen. „Dann seid Ihr wohl recht leidenschaftliche Nationalsozialisten“, vermuteten wir, „und wolltet der Sache dienen.“ — Welcher Sache denn? Sie verstanden gar nicht recht, was wir meinten. „Wir sind aus purer Abenteuerlust gekommen“, gestand zutraulich der Bräutler. „Wir wollten auch mal was erleben“, sagte er mit Munterkeit, die uns etwas schaurig berührte. „Wir waren Postflieger und machten die Strecke Hamburg-Sevilla. Na, und dann hiess es plötzlich, es gibt Krieg, und ihr könnt was leisten. Das liessen wir uns denn nicht zweimal gesagt sein. Wir wussten ja nicht, dass es faul für uns ausgehen würde. Nun sind wir ja mal tüchtig ins Fettnäpfchen getreten.“ Dabei zuckte er bedauernd die Achseln. — „Nazis sind wir ja nie gewesen“, warf der blonde Verschlagene ein — damit wollte er wohl unsere Herzen gewinnen. — „Wir sind Flieger“, konstatierte er mit einem Stolz, dessen Echtheit evident und fast gewinnend war. „Wir sind hergekommen, weil es für Flieger hier etwas zu tun gab.“

DIE NAZIPRESSE LUEGT

Zum Beispiel gab es Bomben in die offenen Städte, auf Frauen und Kinder zu werfen — bemerkten wir. Ob sie denn das so besonders heldenhaft fänden? — So was hätten sie nie gemacht, beteuerten die zwei Sachsen. „Wir sind immer nur über den Fronten geflogen“, versicherten sie — woran wir glauben konnten, oder auch nicht. — „Überhaupt“, sagte der Blonde, „wenn wir eine Ahnung davon gehabt hätten, was hier wirklich los ist, dann wären wir ja gar nicht gekommen. Wir dachten, man muss die deutschen Interessen hier verteidigen, und in den Zeitungen hatten wir gelesen, Deutschland sollte eingekreist werden, die Russen und Franzosen wollten Spanien besetzen, alles nur aus Gemeinheit gegen uns Deutsche. Na, da waren wir ja ganz perplex, als wir rausbekamen, dass es auf der roten — auf der republikanischen Seite fast nur Spanier gibt, wo wir doch glaubt hatten, es kämpften da nur Russen und Franzosen.“ — Man darf eben nicht auf alles reinfallen, was in den deut-

schen Zeitungen steht, sagten wir. Die Sachsen grinsten: Das hätten sie nun auch schon bemerkt — und es klang wieder beinahe echt. „Wir haben ja noch Schwein gehabt, bei allem Pech“, konstatierte mit Genugtuung der eine. „Aus dem brennenden Flugzeug sind wir per Fallschirm gesprungen, und es ist uns fast nichts passiert. Da, diese Schramme am Bein — das ist alles. . .“ Er schob sein Hosenbein hoch und zeigte uns lachend eine kleine Narbe unterhalb des Knies.

FREUNDLICHE INDIFFERENZ UND VERSCHLAGENHEIT

Mit wie vielen gefangenen deutschen Fliegern sie hier einquartiert seien, interessierte uns noch. „Mit siebzehn Mann“, sagten sie. „Und die meisten von ihnen sind Nazis.“ — Keine Spur. Lauter Kerle wie wir, gut aus, zu unpolitisch; mehr durch Zufall hierher verschlagen worden. — „Und dann gibt es ja noch Italiener in unserem Saal“, ergänzte der Blonde. „Aber mit denen können wir nicht viel sprechen; die verstehen ja alle kein Deutsch.“ Er sagte es recht verächtlich. Und der Bräutler mit den Kugelaugen: „Aber mit den Spaniern kommen wir gut aus. Zu Anfang, als wir mit den Fallschirmen runtergekommen sind, waren ja die Soldaten recht wütend, und haben uns auch die Kleider vom Leib gerissen. Aber gehauen haben sie uns nicht. Aber dann haben sie uns neue Kleider gegeben — diese Schuhe da habe ich von den Spaniern gekriegt — und Eierbröten haben wir bekommen, das war ja wirklich kolossal anständig.“ An die Eierbröten, die man ihm vor einem Jahr serviert hatte — denn ein Jahr lang war er nun schon in Gefangenschaft — dachte der Flieger immer noch mit Wehmüt und Zärtlichkeit.

REINGEFALLEN!

„Jedenfalls: auf so was lassen wir uns nie wieder ein!“ betonten Beide zum Abschied. „Bei so was kann man ja schliesslich reinfallen!“ beteuerten sie, sächsisch und bieder. „Wir sind mehr am Sport interessiert als an der Politik. Wenn wir nur erst wieder in Deutschland wären! Unsere Eltern haben ja keine Ahnung, wo wir eigentlich stecken.“

Wir gaben ihnen noch Zigaretten, die sie sich für den Abend aufheben wollten. Ehe wir uns trennten, schüttelten wir ihnen die Hände — freilich mit recht zwiespältigem Gefühl. Wie viel von dem, was wir erzählt bekommen hatten, war Lüge gewesen? Hatten die Beiden sich vorher Wort für Wort überlegt, was sie äussern und was sie verschweigen wollten? Wie naiv waren sie, und wie schlau? — Welche Mischung von Biedersinn und Durchtriebenheit, in ihren Blicken wie in ihren Reden! Welcher Mangel an Spontaneität, an Leidenschaft, an Gesinnung! Weder über Zerknirschtheit noch über Hass wäre ich verwundert gewesen. Diese egoistische und freundliche Indifferenz war verargende der Blonde. „Aber mit dem wird.“

Wie fremd sind uns unsere Brüder geworden! — empfand ich mit Schmerz. Wie lange wird es dauern, und was muss alles geschehen, bis sie und wir uns wieder brüderlich begreifen. — Freilich — sagte eine tröstliche Stimme in mir — freilich, es gibt auch andere. Ich habe viele von sehr anderer Art hier in Spanien getroffen — und nicht nur in Spanien. Da es andere gibt, müssten auch diese zwei undurchsichtigen sächsischen Fliegerhelden sich verändern können. . .

Strassenversammlung fuers VOLKSECHO

Am Freitag, den 14. Oktober, findet an der Ecke der 3. Avenue und der 85. Strasse eine Strassenversammlung zur Propagierung des VOLKSECHO statt. Die Versammlung, die um 8.30 P. M. beginnt, ist von den „Freunden des Volkscho“. Ortsgruppe Manhattan, organisiert.

STEFAN HEYM:

Amerika wählt: Sozialversicherung

Sollen die Arbeitslosen hungernd auf der Strasse stehen? — Amerika ist das reichste Land der Welt; denen gegenüber, die es aufbauten, hat es Verpflichtungen

Einer der grössten sozialen Fortschritte Amerikas ist die bundesstaatliche Sozialversicherung, die von der New Deal-Regierung mit der Unterstützung aller fortschrittlichen Amerikaner durchgesetzt wurde. Die Reaktion hat gegen dieses Gesetz Sturm gelaufen, und noch heute hat sie sich nicht mit der Tatsache abgefunden, dass die Arbeitslosen nicht verhungern wollen.

Gelingt es der Reaktion, sich im nächsten Kongress eine Mehrheit zu sichern, dann kann Amerika sicher sein, dass die Republikaner und die reaktionären Demokraten versuchen werden, das Sozialversicherungsgesetz zunächst zu durchlöchern, um es später ganz zum alten Eisen zu werfen.

VANDENBERG: FREUND DER NAZIS

Der bekannte politische Schutzengel der Nazis in Amerika, Senator Vandenberg von Michigan — er ist der Wortführer der Republikaner im Senat — versuchte noch im Januar dieses Jahres das Gesetz zu sabotieren, indem er verlangte, dass der Staat keinerlei Reserven aus den Einzahlungen für die Sozialversicherung aufheben dürfe. Nach Vandenberg soll die ganze Sozialversicherung auf einer „Pay as you go“-Basis aufgebaut werden. Was die Folgen einer solchen Politik wären, sollte sie durchgeführt werden, ist klar: In irgend einer kritischen Lage wären plötzlich keine Gelder vorhanden, und das Volk müsste hungern. Als Begründung für seinen Sabotage-Antrag behauptete Vandenberg, dass ein Milliarden starker Reservefonds für die Sozialversicherung „eine Bedrohung der freien Einrichtungen unseres Landes und gesunder Finanzverhältnisse“ sei.

Ex-Gouverneur Landon, der 1936 für den Posten des Präsidenten kandidierte — obwohl ihn viele Amerikaner bereits vergessen haben, spielt Landon dennoch eine grosse Rolle im reaktionären Flügel der Republikanischen Partei — verlangte, dass das gesamte Sozialversicherungswesen den einzelnen Staaten der Union überlassen bleiben sollte. Das ist ein ebenso durchsichtiger Sabotage-Versuch wie es der des Senators Vandenberg war. Da ganz Amerika eine wirtschaftliche Einheit ist, kann das Sozialversicherungswesen natürlich nur auf nationweiter Grundlage bestehen. Die skandalösen

Am 8. November wählt Amerika. Alle unsere Leser müssen registrieren, um ihr Stimmrecht ausüben zu können. Ihr Stimmrecht müssen sie ausüben, um den Angriffen der Reaktion einen Damm entgegenzusetzen. In New York sind die Registrationsbüros jeden Abend in der ganzen Woche und am Sonnabend den ganzen Tag geöffnet. In jeder Nachbarschaft ist ein solches Büro.

Vergesst nicht, zu registrieren! Wählen ist für den fortschrittlichen Deutschamerikaner eine Pflicht!

Verhältnisse im Wohlfahrtswesen des Staates Ohio — um nur ein Beispiel zu nennen — haben gezeigt, dass man das Wohl und Wehe des Volkes nicht irgendwelchem, nur allzu oft politisch korrupten, Staatsregiment überlassen kann.

WEITERER AUSBAU DER SOZIALVERSICHERUNG

Unser Sozialversicherungswesen, wie es sich jetzt entwickelt hat, genügt keinesfalls — es muss weiter ausgebaut werden. An der Spitze der fortschrittlichen Kreise, die dies erkannt haben, steht Präsident Roosevelt, der im August 1938 erklärte: „Um wahrhaft national zu sein, müsste unser Sozialversicherungsgesetz alle umfassen, die seinen Schutz brauchen. Heute sind noch viele Bürger von Arbeitslosen- und Altersversicherung ausgeschlossen. Das muss korrigiert werden, und es wird korrigiert werden.“

Fortschrittliche Demokraten wie Senator Wagner schlossen sich dem Präsidenten an. Wagner erklärte: „Wir müssen einen höheren Unterstützungsstandard für die Alten, einen besseren Schutz für die Arbeitslosen schaffen.“

L.N.P.L., F.L.P., A.L.P. Labor's Non-Partisan League, die Farmer-Labor Party von Minnesota, die American Labor Party von New York sind sich darin einig, dass das Sozialversicherungssystem weiter ausgebaut werden muss.

Die L.N.P.L. verlangt Einschluss aller Bevölkerungsgruppen in eine allgemeinen Bundesplan der Altersversicherung. Gouverneur Benson (Minn., F.L.P.) verlangt Unterstützung streikender Arbeiter, wenn der Streik aus guten Gründen geführt wird. Und die American

Kurt Kersten:

Wir beginnen in dieser Ausgabe mit der angekündigten historischen Serie über „Deutsche im amerikanischen Freiheitskampf“ von Kurt Kersten.

Im Frühsommer des Jahres 1776 etablierte sich eine Firma, Roderique Hortalis & Co. im Hotel de Hollande mitten im alten Paris. Woher kam dieser Spanier, dessen Büro von vielen Leuten aufgesucht wurde, die eiligst im Hause verschwand, um sich ebenso rasch wieder aus seiner Nähe zu entfernen?

Die Agenten des englischen Gesandten in Paris interessierten sich bald für das lebhaft Treiben im Hause der bisher unbekannten Firma und stellten fest, dass die schwer gepackten Lastwagen, die man das Hotel verlassen sah, durch die Stadt in Richtung der Häfen am Ozean fuhren; sie erfuhren auch bald, dass in diesen Wagen Waffen transportiert wurden. —

Deut

Eine Weile später wurde bekannt, dass der Sozius des Roderique Hortalis der Schriftsteller Beaumarchais war. Herr Hortalis selbst aber gar nicht existierte.

Beaumarchais hatte damals schon einen Namen. Ein halbes Jahr vor der Gründung der Wahlfirma im Hotel de Hollande hatte der Schriftsteller Beaumarchais auf seiner Wiener Reise in Augsburg sich selbst auf die Bühne dargestellt gesehen, und in dem Schauspiel „Clavigo“ den jungen deutschen Dichter Johann Wolfgang Goethe war nach einer Publikation Beaumarchais der Mörder Ehrenhandel dargestellt, ein Beaumarchais wegen einer verlassenen Frau mit dem spanischen Publizisten Clavigo ausgetragelt hatte. Als der Schriftsteller Beaumarchais im Drama als Mörder sah, um Ehre seiner beleidigten Schwägerin herzustellen, bemerkte er: „L'Amant avait été l'anneau de la mémoire en la surchargeant de combat et d'un enterrement, a